

I. Kapitel.

Abstecher nach São Marcellino.

Kalte Nebelregen „Arú“. Heiligenfeste. Albinos Mordtat. Die „schrecklichen“ Kobéua. Abfahrt nach São Marcellino. Leben auf einem Batelão. Dampfboot „Castro“. São Marcellino und Rio Xié. Gemütliche Tage bei Miguel Pecil. Uarekéna- und Yavitero-Indianer. Rückkehr nach São Felipe.

In São Felipe war alles wie einst: Mehrere Söhne waren in Geschäften abwesend; der „Alte“ wettete hinter seinen Indianern; die Gäste gingen ein und aus.

In den ersten Tagen nach unserer Rückkehr herrschte ein häßliches Wetter. Die Sonne kam gar nicht zum Vorschein. Die ganze Gegend war in grauen Dunst gehüllt. Mit kurzen Unterbrechungen fiel ein feiner, kalter Regen, so daß das Thermometer am 18. Juni mittags 2 Uhr die auffallend niedrige Temperatur von 23° C. zeigte. Die „friagens“, wie der Brasilianer diese kalten Tage nennt, kehren in jedem Jahr zu derselben Zeit, vor Beginn des Frühlings, wieder und dauern meistens vier, bisweilen acht Tage. Die Indianer haben für diese kurze Periode eine sehr treffende Bezeichnung. Sie nennen sie in der Lingoa geral „arú“ nach einer kleinen Kröte, deren massenhaftes Auftreten dieses feuchtkalte Wetter begünstigt. Die „Arú“ ist stets von kaltem Südwind begleitet, hat aber mit ihrem Nebelregen auf den Wasserstand keinen Einfluß. Als eine Folge des schlechten Wetters ist vielleicht eine Augenentzündung anzusehen, die nach und nach einen großen Teil der Bevölkerung, auch mich, ergriff. Sie äußerte sich in heftigen Schmerzen der blutunterlaufenen Augäpfel und starker Empfindlichkeit gegen das Licht und hielt in der Regel zwei bis drei Tage an.

Auch der Beginn des Herbstes, Ende Dezember, wird durch eine Reihe kalter, nebeliger Regentage angezeigt, unter denen wir auf der Rückreise vom Aiary (1903) sehr zu leiden hatten.

Am 23. Juni feierte man Vespera von São João. Ein Dutzend hoher Scheiterhaufen war in einer Linie in angemessener Entfernung von den strohgedeckten Häusern aufgepflanzt und wurde nach Eintritt der Dunkelheit unter dem üblichen Geschrei und dem Knattern des Feuerwerkes abgebrannt. Der Himmel zeigte sich gnädig und bescherte eine echte Johannismacht. In vollem

Glanze wand sich hoch über uns die „Boiasú“ (große Schlange)¹⁾, das prächtigste Sternbild des Äquatorialhimmels. Aus einer der Indianerhütten erschallten bis zum frühen Morgen fröhlicher Lärm und die Klänge der Ziehharmonika. — Viva São João! —

Die Festtage folgten jetzt dicht aufeinander. Die Caboclos kamen aus ihrem Cachaça-Dusel nicht mehr heraus. Am 28. Juni war Vespera von São Pedro. Einige Indianer zogen singend und bettelnd von Haus zu Haus. Vor dem Gesicht trugen sie Larven, die sie sich nach Art unserer Karnevalsmasken aus Pappdeckel geschnitten und bemalt hatten. Sie erhielten Rotwein und Schnaps oder kleine Geldmünzen.

Drei Tage später erschienen vom Içána her mehrere Kanús voll betrunkenener und laut johlender Festeiros. Es waren Caboclos aus São Joaquim, Santa Anna und anderen Dörfern, die 17 Tage vorher nach kurzem Aufenthalt in São Felipe mit ihren Heiligenbildern und Fahnen bis Tunuhý gefahren waren und in allen Dörfern der „christlichen“ Baniwa mit Schnaps und Kaschirí gefeiert hatten. Sie veranstalteten am nächsten Tage nach der Musik von zwei Trommeln, einigen Flöten und einer Ziehharmonika eine Prozession durch den Ort und bettelten, angeblich für die Heiligen, in Wirklichkeit für ihre durstigen Kehlen. Damit hatte die Festzeit, die ununterbrochen etwa einen Monat dauert und an die Kräfte der Teilnehmer die höchsten Ansprüche stellt, ihr Ende erreicht. „Gott sei Dank!“ sagte der Alte, dem dieses verkommene Christentum ein Greuel war.

Eine für mich traurige Nachricht brachte Salvador, der mit Post und Waren von Tapurú-cuára kam. Albino hatte bei seinem Zusammenstoß mit den Leuten von Urubú-Lago einen Sohn des Tuschaua Marco und einen älteren Mann erschossen, was er mir seinerzeit wohlweislich verschwiegen hatte. Der Mörder war zwar von Manoel Antonio de Albuquerque, dem am unteren Caiarý ansässigen Subprefeito, verhaftet worden; doch das sei nur zum Schein, meinte Germano, denn „eine Krähe hacke der anderen die Augen nicht aus“.

Salvador hatte mir mehrere Kisten mit photographischen Platten und Tauschwaren mitgebracht, meine Sammlung vom Tiquié war verpackt und sollte mit dem nächsten Batelão nach Tapurú-cuára gehen, so daß ich nun die beabsichtigte große Reise zum Caiarý-Uaupés getrost antreten konnte. Da kamen am 13. Juli ein Weißer und ein Neger vom Caiarý. Sie hatten mit den Indianern des oberen Caiarý Handel treiben wollen, waren aber auf halbem Wege umgekehrt aus Angst vor den Kobéua, die an der Yuruparý-Cachoeira, dem obersten Fall des Caiarý, in der Tat zwei colombianische Kautschuksammler getötet hatten.

¹⁾ „Skorpion“.

Die Kobéua, so erzählten diese Helden, mordeten jetzt alle Weißen, die sich in ihr Gebiet wagten. Sie rieten mir dringend ab, meine Reise zu unternehmen. Als ich ihnen erklärte, ich würde trotzdem nicht davon abstehen, denn die Indianer würden mir nichts tun, da sie keine Bestien seien und wohl einen Unterschied machten zwischen guten und schlechten Weißen, schüttelten sie mitleidig-lächelnd den Kopf. Sie hielten mich für einen Menschen, der mit offenen Augen in sein Verderben rennt.

Am 16. Juli fuhr ich mit Schmidt nach São Marcellino, um Freund Pecil den längst versprochenen Besuch abzustatten. Ein Venezolaner, Don Vitorio Manuel Alvares aus San Carlos, der mit seinem Batelão heimwärts fuhr, gab uns in liebenswürdiger Weise freie Passage.

Es ist ein merkwürdiges Leben auf einem solchen Batelão. Der ganze plumpe Kasten ist vollgepfropft mit Waren aller Art, die unter der großen, die hintere Hälfte des Fahrzeuges überdachenden Tolda nur wenig Raum lassen und einen undefinierbaren Geruch verbreiten. Den Tag über faulenz man dort auf mehr oder weniger harten Säcken herum und sucht in den unglaublichsten Körperlagen ein einigermaßen bequemes Plätzchen zu finden, wobei man doch immer wieder mit den scharfen Kanten der zahlreichen Koffer und Kisten in unliebsame Berührung kommt. Das Essen teilt man mit den Leuten; in einem großen eisernen Topf werden Carne secca, Cará²⁾, Kürbis und Reis zusammengemacht. Vier- bis fünfmal am Tag wird Kaffee getrunken, und bald nach Dunkelwerden kriecht jeder in seine Hängematte, die unter der Tolda befestigt ist. Man liegt darin zwar wie in einem Loch, zu einem Knäuel zusammengekrümmt, schläft aber trotz der Stickluft bald ein.

Die Besatzung, die unser schwerfälliges Boot mit Stangen, Haken und Tauen nur langsam fortbewegte, bestand aus Indianern (Baré), Mischlingen und reinen Negern. Als ich ihnen meine Photographien von Káua-Maskentänzern zeigte, sagten sie, ebensolche Maskenanzüge hätte auch ein wilder Stamm im Quellgebiet des Guainía. Den Namen des Stammes konnten sie mir nicht nennen.

Wir passierten mühsam die bei dem hohen Wasserstande reißende Cachoeira von Guia, die sich quer durch den Fluß zieht und durch eine höhere Felsinsel in zwei Teile geteilt wird, und krochen dann am linken Ufer flußaufwärts. Von Guia bis São Marcellino gibt es keine größeren Dörfer, sondern nur verzelte Sitios, die fast sämtlich von Caboclos bewohnt werden.

Am zweiten Tag der Fahrt kam uns die venezolanische Lancha (Dampfboot) „Castro“ entgegen und nahm unser Fahrzeug und zwei andere Batelões ins

²⁾ Knollen der Yamspflanze: Dioscorea; schmecken ähnlich wie unsere Kartoffeln.

Schlepptau, so daß wir jetzt rascher vorwärtskamen und am Abend des 18. Juli den Sítio Pecils erreichten.

Die Lancha war zwar nur ein kleines Ding und starrte von Schmutz, und doch — es war ein eigenartiges Gefühl, wieder mit einem Dampfer zu fahren, das Geräusch der Maschine zu hören. Ein Hauch der Zivilisation wehte uns an. Aber nur ein Hauch! Wie weit waren wir doch von dem, was man wirklich Zivilisation nennen darf, entfernt! —

Pecil nahm uns herzlich auf und zeigte sich als der aufmerksamste Wirt, den man sich nur denken kann. Seine Besetzung lag auf dem linken Ufer des Rio Negro gegenüber der Mündung des Rio Xié oder Ichié, dessen Lauf noch wenig bekannt ist, und der von halbzivilisierten Indianern, Sprachverwandten der Karútana, bewohnt wird. Auf der südlichen felsigen Landspitze, die der Xié mit dem Rio Negro bildet, erhob sich die Ortschaft und ehemalige Mission São Marcellino, ein Dutzend Häuschen und Hütten um eine strohgedeckte Kapelle.

Das Wohnhaus Pecils war ein langgestrecktes, niedriges Gebäude. Die breite Veranda, die das weit vorspringende Zinkdach überschattete, war durch einen bemalten Lattenzaun abgeschlossen, auf dem in Kübeln und Kasten eine Menge Blumen stand (Abb. 1). Eine Tür zeigte den weißen Halbmond und Stern im roten Feld, das türkische Wappen. Die peinlich sauberen, gut gedielten Zimmer wiesen einen für diese entlegene Gegend seltenen Komfort auf. Sie waren mit Schaukelstühlen, Spiegeln, Bildern, einer Unzahl Nippsachen und Musikautomaten aller Art recht behaglich ausgestattet.

Hinter der Ansiedlung erstreckte sich eine weite Rodung, auf der mehrere Stück Rindvieh und besonders einige Ziegen weideten, die Pecil, wie er sagte, an seine syrische Heimat erinnerten.

Im Gegensatz zu São Felippe, wo man die Frauen selten zu Gesicht bekam, trat uns die Gattin Pecils mit feiner Hausfrauenwürde entgegen. Sie war eine weiße Venezolanerin, eine stattliche Dame mit angenehmen Zügen. In ihren Mußbestunden webte sie an einer großen, schön gemusterten Tucumhängematte, die besonders in Anbetracht des primitiven Webstuhls ein mühseliges Kunstwerk darstellte. In den netzartigen Behang an den Rändern der Hängematte knüpfte sie bunte Federchen in Gestalt phantastischer Blumen. Auch die Küche machte der Hausfrau alle Ehre und wurde von uns gebührend gewürdigt. Pecil spendete dazu portugiesischen Rotwein oder einen vorzüglichen Muskateller und eines Tages sogar ein gut gekühltes Gläschen „Veuve Cliquot“. Abends führte er uns mit einer „Laterna magica“ farbige Lichtbilder vor, zufällig nur deutsche Ansichten, meistens vom Rhein und Neckar, die mir wohlbekannt waren.

Cambridge University Press

978-1-108-00743-6 - Zwei Jahre unter den Indianern: Reisen in Nordwest-Brasilien 1903/1905, Volume 2

Theodor Koch-Grünberg

Excerpt

[More information](#)

5



Abb. 1. Sitio Miguel Pecils bei São Marcellino. Rio Negro.

Auch die Wissenschaft kam nicht zu kurz. Pecil ließ einige Uarekénas Indianer holen, die in São Marcellino auf Besuch waren, und eine Yavitera, die in der Nähe an einen Baniwa vom Guainía verheiratet war. Beide Stämme gehören zur Aruakgruppe.

Die Uarekénas, auch Uerekénas oder Aërokénas genannt, waren früher ein mächtiger und gefürchteter Stamm, der ein Hauptkontingent zu den Missionen des Rio Negro stellte, jetzt aber nur noch in geringer Anzahl das Dorf Gusman Blanco, das frühere San Miguel, und andere kleinere Dörfer des Guainía bewohnt. Auch die Mission São Marcellino wurde seinerzeit mit Indianern dieses Stammes gegründet. Reste der Uarekénas finden sich, mit Karútanas vom Içána stark gemischt, am Xié. Überhaupt zeigt die Uarekénas-Sprache, trotz großer Verschiedenheit eine gewisse Annäherung an die Karútanas-Dialekte des benachbarten Içána. Bisher wurde das Uarekénas, infolge der Ähnlichkeit der Namen, irrtümlich mit dem Arekúna von Britisch-Guayána zusammengebracht und zur Karaimengruppe gerechnet, da keinerlei Aufzeichnungen davon bekannt waren.

Die sogenannten „Yaviteros“ sind die Bewohner des an einem rechten Zufluß des Atabápo gelegenen Dörfchens Javíta, der alten Mission San Antonio de Javíta. Von ihrer Sprache, die bereits durch zwei kleine Wörterlisten bekannt war³⁾, konnte ich größeres Material sammeln. Sie weicht

³⁾ A. Wallace: A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro. Seite 520. London 1853. — F. Montolieu: Bibliothèque Linguistique Américaine. Bd. VIII. Seite 281 ff. Paris 1882.

von den übrigen verwandten Idiomen dieser Gegend erheblich ab. Am nächsten kommt sie dem Baniwa des Guainia und Atabápo. Wallace und Montolieu, denen wir bisher die einzigen Aufzeichnungen über diese Sprache verdanken, nennen den Stamm „Baniwa von Javita“. Auf meine ausdrückliche Frage gab die Indianerin den Namen „Baniwa“ für ihre Stammesgenossen nicht zu, sondern nannte sie stets nur „Yaviteros“. Dieser heutige Stammesname ist auf den Häuptling *Javita* zurückzuführen, den Gründer des gleichnamigen Dorfes, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch seine weiten Raubzüge berüchtigt war, und den *Alexander von Humboldt* noch als hochbetagten Greis „von bedeutender Geistes- und Körperkraft“ kennen lernte. Zu Humboldts Zeit gehörten die Bewohner von Javita, 160 an der Zahl, verschiedenen Stämmen, besonders „Poimisanos, Echinavis und Paraginis“, an⁴⁾, so daß das heutige Yavitero wohl ein Gemisch aus verschiedenen Aruakdialekten und vielleicht auch anderen Sprachen darstellt.

Wie alles einmal ein Ende nimmt, so gingen auch die schönen Tage in São Marcellino vorüber, und am 27. Juli fuhren wir nach herzlichem Abschied von unseren freundlichen Wirten in einem Indianerboot nach São Felipe zurück.

⁴⁾ *A. von Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Bd. III. Seite 306 ff., 311. Stuttgart 1860.*

II. Kapitel.

Von São Felipe bis Yauareté am mittleren Caiarý-Uaupés.

Abfahrt zum Caiarý-Uaupés. Alte Mission São Joaquim. Missionsgeschichte: Blüte und Niedergang der Missionen. Charakter des unteren Caiarý. Blasrohrfelsen. Herrliche Sonnenuntergänge. Frühlingsnächte. Ansiedlung Bella Vista. Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque. Yacaré-capuámu. Der alte Boaventura. Profanierung der heiligen Affenhaarmasken der Tariána durch die Missionare. Maloka Yacaré. „Bitte recht freundlich!“ Unheimlicher See. Nebenfluß Yauiarý. Telles, der Philosoph. Tupanaróca. Tukánodörfer. Ein Salonmensch. Orkan. Capoeira Taracua. Hirschjagd auf dem Wasser. Weitere Tukánodörfer. Tariána. Tukáno als Verkehrssprache. Colombianer Thomas Rois. Karihóna und Uitóto. Tariána-Dorf Ipanoré. Die erste Cachoeira. Cachoeiras von Oyapísá, Pinupinú und Urubú-cuára. „Unentgeltliche“ Ruderer. In großer Gefahr. Tariána-Malokas. Weißes Gesindel. Arapáso-Indianer. Kurauá-tapuyo. Pirá-tapuyo. Araripirá-Cachoeira. Yauareté-Cachoeira. Felszeichnungen. Der Papurý und die anwohnenden Indianer. Die Tariána. Aussterbende Sprache. Zwei feindliche Häuptlinge. Schlangenbiß. Regenzauber. Eßbare Maikäfer. Tanzmaske als Sack. Coca-Essen. Späte Totenklage.

Es gab noch manches Geschäftliche zu erledigen in São Felipe. Das Boot mußte kalfatert, die Tolda ausgebessert werden. Erst am 4. August kamen wir weg. Don Germano gab mir fünf Leute mit, die uns zum Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque bringen sollten. Unseren geflügelten Genossen Bolaká ließen wir einstweilen unter der Obhut eines alten Indianers in São Felipe zurück.

Nach dreistündiger Fahrt lenkten wir durch den nördlichen Mündungsarm, den sogenannten „Paraná mirim de São Joaquim“, in den Rio Caiarý-Uaupés ein und landeten vor dem Dorfe São Joaquim, das jetzt wieder verödet dalag. Die Wege waren von Unkraut gesäubert; die meisten Häuser, besonders das Haus des Inspektors, in dem wir übernachteten, befanden sich in gutem Zustande; ein Haus war, wahrscheinlich in der allgemeinen Betrunktheit, niedergebrannt.

São Joaquim lag auf der Höhe eines Felsvorsprungs des rechten Ufers, an der unteren Spitze einer weiten Bucht. Die Wohnungen waren zu beiden Seiten einer Straße angeordnet, die parallel dem Flusse verlief. Die höchste Stelle des Dorfes nahmen der Friedhof und die Kirche ein, ein schmuckloses Gebäude mit Lehmwänden und Palmstrohdach. Auf dem freien Platze davor hingen nach der

Sitte des Landes an einem niedrigen Gerüst unter einem kleinen Schutzdach aus Palmblättern drei Glocken.

Die Missionsgeschichte des Caiarý-Uaupés zeigt ein beständiges Auf und Nieder. Die ersten Missionsversuche fallen anscheinend in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schon damals sollen an diesem Flusse São Joaquim und São Jeronimo⁵⁾, das heutige Ipanoré, gleichzeitig mit São Felipe und São Marcellino am Rio Negro durch Missionare vom Orden der Karmeliter gegründet worden sein. Dazu kamen im Anfang des vorigen Jahrhunderts mehrere Stationen am unteren Fluß, deren klägliche Reste sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Im Laufe der Zeit erlahmte der Eifer, so daß der Karmeliter P. Gregorio⁶⁾, als er im Jahre 1852 die Leitung der Mission übernahm, nur noch Trümmer der einstigen Herrlichkeit vorfand. Dank seiner Energie und der gutartigen Gesinnung der Indianer konnte er in kurzer Zeit die Arbeit seiner Vorgänger zu neuer Blüte bringen. Ja, es gelang ihm, auch am mittleren Caiarý festen Fuß zu fassen, wo er zahlreiche Stationen anlegte und sich unter den Uanána in Carurú niederließ. Allein an diesem Platze vereinigte er bald 300 Indianer unter seiner Fürsorge. Infolge von Streitigkeiten mit Jesuino Cordeiro, dem von der brasilianischen Regierung eingesetzten „Director dos Indios“, mußte dieser treffliche Missionar schon nach zwei Jahren die Stätte seiner ersprießlichen Tätigkeit verlassen, die rasch verfiel. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen wurde im Jahre 1880 die Missionierung des Caiarý-Uaupés durch die Franziskaner in großem Stil wieder aufgenommen. Zunächst kam P. Venancio, dem sich 1881 P. Matheus und 1883 P. José⁷⁾ anschloß. Bald entstand eine Reihe wohlorganisierter Stationen, die sich über eine Strecke von ungefähr 800 Kilometern ausdehnten und zusammen mit den Missionen am Içána, die ebenfalls zu dem Wirkungskreis der Franziskaner gehörten, nach den Berichten mehr als 3000 Bewohner zählten.

Die wichtigsten Stationen am Caiarý und seinen Nebenflüssen waren folgende. Am Hauptflusse: Nanarapeçúma (São Bernardino) mit 129 Seelen, Taracúá (São Francisco) mit 245, Ipanoré (São Jeronimo-Jesus-Maria-José) mit 330, Yuquirarapeçúma (São Miguel) mit 164, Yauareté (São Antonio) mit 402 und Carurú (São Leonardo) mit 168 Seelen; am Tiquié: Tucáno (Santa Izabel) mit 175 Seelen, Uirapóço (Nazareth) mit 250, Maracayú (São José) mit 309 und

⁵⁾ São Joaquim wurde hauptsächlich mit Indianern vom Stamme der Koiuána gegründet, São Jeronimo mit Tariána.

⁶⁾ Sein voller Name lautete: Fr. Gregorio José Maria de Bene.

⁷⁾ Venazio Zilochi und Giuseppe Coppi waren Italiener, ersterer aus Piacenza, letzterer aus der Provinz Siena; Matteo Canioni war Franzose aus Korsika.

Turí-Igarapé (São Pedro do Tiquié) mit 186 Seelen; am Papurý: Turí-Igarapé (Santa Lucia) mit 162 Seelen.

Oberhalb des heutigen Uanána-Dorfes Yutíca, das von den Missionaren Trindade genannt wurde und damals 84 Einwohner zählte, gab es nur noch fünf kleine Stationen ohne Bedeutung: Querarý an der Mündung des gleichnamigen Nebenflusses, Uaracapurý an der gleichnamigen Cachoeira, Macaquinha, Micuri-garapáua und endlich Mutum an der Mündung des Cuduiarý.

Im ganzen umfaßte das Gebiet der Missionen am Caiarý und seinen Nebenflüssen 22 Dörfer, die sich auf folgende Hauptstämme verteilten: Tukáno, Desána, Tariána, Pirá-tapuyo, Arapáso, Uanána, Baniwa, Kobéua, Makú. Der jugendliche und feurige P. Matheus wollte sogar bis in das Quellgebiet des Caiarý vordringen, um dort unter den wilden Umáua eine Mission zu gründen, wurde aber von P. José daran gehindert.

Bei der großen Ausdehnung der Missionen teilten die Väter die Arbeit so unter sich, daß P. Venancio den Tiquié mit vier Dörfern und Tucáno als Residenz erhielt, P. Matheus den unteren Caiarý mit 5 Dörfern und Taracuá als Residenz, P. José den mittleren und oberen Caiarý und den Papurý mit 13 Dörfern und Ipanoré als Residenz. P. José wollte offenbar Ipanoré, das damals 62 Häuser und Hütten zählte, zur Hauptstadt aller Missionen des Caiarý und Içána machen. Er hatte schon 14 Jahre in den Franziskanermissionen in Bolivien gewirkt und besaß ein außergewöhnliches Organisationstalent und eine persönliche Macht über die Eingeborenen. Die Kirche in Ipanoré war eine der schönsten und geräumigsten am ganzen Rio Negro. P. José hatte die Kirche und den großen Saal der Pfarrei eigenhändig mit primitiven Wandgemälden geschmückt; er hatte unter den Tariána eine uniformierte Polizeitruppe eingerichtet. Sogar ein Gefängnis fehlte nicht in Ipanoré, mit zwei getrennten Abteilungen für Männer und Frauen.

Bei allen seinen guten Eigenschaften war P. José ein Zelot. Er konnte die natürliche Entwicklung der Dinge nicht in Ruhe abwarten. Daher kam es, daß auch diese Missionsarbeit, die so aussichtsreich begonnen hatte, ein vorzeitiges Ende erreichte. Im Oktober des Jahres 1883 ließen sich die PP. José und Matheus durch ihren Übereifer zu der verhängnisvollen Torheit hinreißen, Kultgeräte der Tariána in Ipanoré zu profanieren, was ihnen um ein Haar das Leben gekostet hätte. Sie mußten fliehen und kehrten nicht mehr zum Caiarý zurück. Die brasilianischen Händler, denen die Tätigkeit der Missionare längst ein Dorn im Auge gewesen war, mögen an diesem Ausgang einen starken Anteil gehabt haben, hatten doch die Missionen den armen Indianern gegen die Übergriffe der oft gewissenlosen Weißen in mancher Beziehung Schutz gewährt. Auch P. Venancio,

der ruhigste und vernünftigste der drei. mußte sich von seinen blühenden Schöpfungen schweren Herzens trennen. Die Bekehrten zerstreuten sich und nahmen ihre alten Gewohnheiten, die ihnen noch nicht fremd geworden waren, wieder auf. Seit dieser Zeit hat man den Versuch nicht erneuert, und die heutigen Indianer haben kaum noch eine vage Erinnerung an ihre Seelenhirten⁸⁾.

Von den ehemaligen Missionsdörfern am unteren Caiarý, unterhalb Ipanoré, sind außer São Joaquim nur Yurarapecúma und Nanarapecúma übrig, beide auf dem linken Ufer. Die anderen sind verschwunden, und öde Capoeiras nehmen die Stelle ein, wo einst Trovão, Micurarapecúma und das große Taracú standen⁹⁾.

Der untere Caiarý, der von der Mündung des Tiquié an im wesentlichen eine westöstliche Richtung einnimmt, hat keine Cachoeiras. Die größtenteils flachen Ufer werden in der Regenzeit vom Hochwasser überschwemmt. Zahlreiche Bäche führen zu beiden Seiten dem Hauptflusse ihr grünliches oder dunkelbraunes Wasser zu. Nahe seiner Mündung ist der Caiarý nur 200 bis 300 Meter breit, erreicht aber weiter aufwärts, unterhalb des Cachoeira-Gebietes, bisweilen eine Breite von 2000 bis 3000 Metern, doch ist er von großen und kleinen Inseln durchsetzt, die von üppiger Sumpfvvegetation überwuchert sind und viele schmale Arme (Paraná miri) bilden. Hier und da ziehen sich Steinbarren in den Fluß hinein und bringen bei niedrigem Wasserstande, der auch riesige Sandbänke zutage treten läßt, gewisse Gefahren für die Schifffahrt. Einige Felskuppen ragen aus dem flachen Lande auf, so auf dem rechten Ufer die Tucáno-uitéra¹⁰⁾ mit ihrem nackten Gipfel, auf dem linken Ufer die unmittel-

⁸⁾ Zur Geschichte der Uaupés-Missionen vgl. auch: *Revista trimensal do Instituto Historico*. Rio de Janeiro 1856. Bd. XIX. Seite 126. — C. Fr. Ph. von Martius: *Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens*. Leipzig 1867. Bd. I. Seite 593. — Henri Coudreau: *La France Équinoxiale. Voyage à travers les Guyanes et l'Amazonie*. Paris 1887. Bd. II. Seite 141 ff. — Ermanno Stradelli: *L'Uaupés e gli Uaupés*. Bollettino della Società Geografica Italiana. Roma 1890. Serie III. Bd. III. Seite 433 ff. — G. A. Colini: *Cronaca del Museo Preistorico-Etnografico*. Ebenda: Roma 1884. Serie II. Bd. XXI. Seite 883 ff. — Aldobrandino Mochi: *I popoli dell' Uaupé e la famiglia etnica Miranhà*. Archivio per Antropologia e la Etnologia. Firenze 1902, Bd. 32. Seite 445 ff. — Bento de Figueiredo Tenreiro Aranha: *Arquivo de Amazonas. Revista destinada a vulgarisação de documentos geographicos e historicos do Estado do Amazonas*. Manaus 1906, 1907. Bd. I und II. Nr. 2, 3, 4, 5, 6.

⁹⁾ Diese drei Dörfer lagen auf dem rechten Ufer. Trovão hatte noch vor 25 Jahren vier Häuser, eine Kapelle und 40 Bewohner; Micurarapecúma oder Conceição zählte damals fünf Häuser, eine Kirche und etwa 70 Bewohner.

¹⁰⁾ uitéra = Berg, Gebirge, in der Lingoa geral.